

DIE FRAUEN UND UNDINE

Heidi Stecker

Frauen treten aus dem Dunkel, tauchen in eine Finsternis wieder ein. Hell im Wasser treibend gibt sich eine Frau der sinnlichen Berührung, der Umhüllung durch das dunkle Nass hin. Lichtpunkte erweisen sich als Augensterne, markieren Blick und Gegenblick. Irgendwo gibt es Licht. Oder geht der aufmerksame Blick am Gegenüber vorbei? Was sieht sie? Haarfülle und Baumblätter verbergen Gesichter, andere Gesichter schauen das Gegenüber direkt an. Weiße, weiche Leiber schmiegen sich in Wiesen und kontrastieren mit der Härte von Steinen. Statt der Augenlichter leuchten Pustebumen. Den Glanz der Pupillen nehmen auch Perlen auf, Produkte von Wasserlebewesen, von hartschaligen Muscheln. Feste Hülle, weiches Innen, in der Schönheit wächst. Das Leben hinterließ Spuren auf ihrer Haut, Falten kerbten sich ein; vollkommene Perlen auf knitteriger Haut verleihen der stolzen Trägerin etwas Majestätisches. Licht- und Schattenspiel auf verletzlicher Oberfläche. Sich in ein schützendes Lager wühlen. Hinter einer halbtransparenten Membran, hinter dem Schutz eines Fensters gestikulieren. Gesicht verbergen, Gesicht offen zeigen, Gesicht im Dunst verschwimmen lassen zwischen Offensive und Rückzug, dicht vor den Betrachtenden oder geheimnisvoll verschleiert.

Christine Bachmann fotografiert Frauen unterschiedlichen Alters im Porträt und im Akt. Die Fotografierten agieren im Zimmer, im Grünen, im Gebüsch, zwischen Bäumen, schlafen, posieren, in der Nacht, im Wasser, im Sand, sind Teil der Elemente. Die Orte bleiben unbestimmt. Die Frauen haben ganz normale Körper. Hautrötungen zeigen an, dass der Kontakt des zarten Leibes mit der Außenwelt heikel ist. Sie sind der Natur zugewandt, erscheinen gar als Naturwesen. Haar fliegt wild im Wind, der kräftigen Luft ausgeliefert, stachelig wie die Zweige der Bäume im Hintergrund.

Jede einzelne Fotografie der Serie steht für sich, ist aber auch Komponente eines übergreifenden Essays. Seit 2009 arbeitet Christine Bachmann am Projekt „Undine geht“. Damit zitiert sie die gleichnamige Erzählung von Ingeborg Bachmann von 1961 in dem Band „Das dreißigste Jahr“. Der Titel scheint eine Zäsur zu markieren und eine Revision anzukündigen.

Christine Bachmann setzt die Frauen in Bezug zum Mythos der Undine und zum Text der Schriftstellerin. Sie entwirft ihre persönliche Sicht auf die legendäre Wasserfrau, die geht, jemanden, etwas verlässt. Aber das ist nur

ein Aspekt dieser vielschichtigen Arbeit. Von ihren Fotografien kann man schrittweise immer tiefer wie in ein Wasser sinken und dann den Weg nach oben zurückfinden, aufsteigen.

Undine, Undene, vom lateinischen unda, der Welle, ist ein weiblicher Wassergeist. Undinen leben in Regentropfen, Pfützen, Tümpeln, Teichen, Brunnen, Quellen, Bächen, Flüssen und Meeren. Die französischen Ondinen, die Nixen, Nymphen, Najaden und Nereiden der griechischen Mythologie und die slawische Rusálka oder Russalka singen oft, wie die vogelgestaltigen Sirenen, mit bezaubernden Stimmen, die Menschen über dem Wasser hören können. Undinen evozieren das Bild der schaumgeborenen Aphrodite. Wasser und Schönheit verbinden sich, aber auch das Verhängnis. Die halbgöttlichen, weiblichen Elementargeister ziehen arglose Kinder und Seemänner, aber auch Schuldige in die Tiefe. Sie haben keine Seele und können sich nicht in andere einfühlen. Eine Undine bekommt eine Seele, wenn sie sich mit einem Mann vermählt. Die Liebe bestimmt dann ihren Weg und ihr Geschick. Ist der Mann untreu, bringt ihm die Undine jedoch den Tod, aber auch Menschen, die sich um sie sorgen, Leid. Sie bleibt eine leicht zu betragende Außenseiterin und weicht ausgestoßen ins Wasser zurück.

Ingeborg Bachmanns Text stellt eine moderne Auseinandersetzung mit dem Undine-Stoff dar. Einerseits stellt sich Bachmann in eine Tradition, die vor allem durch die Märchenovelle „Undine“ von Friedrich de la Motte Fouqué von 1811¹ geprägt ist, die wiederum auf Erzählungen über Undinen beruht.² Andererseits suchte die Autorin eine neue Position für die Frau in der westeuropäischen Nachkriegszeit. Sie zitiert, adaptiert, verwandelt den Stoff.

Undine ist bei de la Motte Fouqué eine aktive Frau. Sie ist frech und ungebärdig, quält dadurch ihre Pflegeeltern und reizt aber wohl gerade mit ihrem Selbstbewusstsein den Ritter mit dem sprechenden Namen Huldbrand. Er verliebt sich in sie, wenngleich ihr Verhalten ihn immer wieder irritiert. Friedrich de la Motte Fouqués Erzählung verwendet märchenhafte Handlungsorte und Charaktere, den gruseligen Wald, die karge Fischerhütte und die prächtige Burg Ringstetten bei den Donauquellen, der Ritter, die geheimnisvolle Braut und die prinzeßinnenhafte Rivalin. Tatsächlich werden nach und nach Hinweise enthüllt, die das Ereignis, das offenbar im Mittelalter spielt, realistischer färben. Der Erzähler wendet sich direkt an die Lesenden und reflektiert das menschliche Wesen, um deren Gefühle verständlich zu machen.

Zunächst werden bei den Fischern Huldbrand und Undine schrittweise zusammgebracht, unmerklich gesteuert durch den Wassermann Kühleborn. Dann folgen Ortswechsel, Entfremdung, am Ende Huldbrands Verrat und Hochzeit mit der Konkurrentin Bertalda. Der Mann verflucht Undine und verletzt damit Kühleborns Einflussphäre. Es endet mit einer Beerdigung. Zu Beginn wird das Wasser mit zwei liebenden Armen verglichen, die das Land und die Glücksverheißung zu umgreifen scheinen. Am Schluss umfasst eine Quelle das Grab des Geliebten.

Undine rekurriert auf ein patriarchales, aber recht ambivalentes Frauenbild. Sie darf, wenn sie sich verliebt, aus dem Wasser, doch schmerzt sie das Leben. Christliche Menschen- und heidnische Elementarwelt kontrastieren, Licht und Dunkel, Haus und Wildnis. Des ehrbaren Fischers Glaube hält die Trugbilder des Waldes im Bann. Undine hingegen gehorchen die Elemente. Moralische Endurteile bleiben indes aus. Der Fischer beschreibt Undine väterlich liebend als unartiges Kind, dem man nie böse sein kann. Sie ist auch in der Stadt und als Burgherrin stets beliebter als die herrische Bertalda, mit der sie sich dennoch stets zu versöhnen sucht. Doch auch für die Gegenspielerin hat man ein gewisses Verständnis, ist doch das Leben als Burgherrin angenehmer als das harte einer Fischerstochter. Die Wasserwesen werden als Trug beschrieben; Kühleborn erscheint mal als langer weißer Mann, dann als Bach, er wacht und rächt. Die Rollenverteilungen sind letztlich nicht eindeutig.

Undine avancierte als sensible und abgründige literarische Figur.³ Sie wird während des 19. Jahrhunderts zum Sinnbild der ungezähmten Natur, aber auch des menschlichen Charakters. Undine ist nicht unschuldig und rein, sondern bedrohlich und gefährdend. Liebe bringt eine Seele, Wärme, ist aber flüchtig und kein bedingungsloses Glück, stellt Forderungen. Sind Natur und Menschsein überhaupt kompatibel? Undines Radikalität löst Verwirrung und Katastrophen aus. Ist ihre Unbedingtheit Eigenart der Natur oder der unperfekten, fehlerhaften Menschen, wie sie einer sein möchte?⁴ Was Liebe ist, wird in diesen Texten verhandelt, ein ständiges Verhandeln von Kompromissen, von Entgegenkommen, von Abkommen, von Rücksicht.

Ingeborg Bachmanns Undine spricht einen Monolog. Wehmütig, unglücklich und enttäuscht beschuldigt sie einen, ihren Hans, dass er sie nie richtig geliebt habe. Hans ist ein Pseudonym. Undine gibt allen Männern den Namen „Hans“ und klagt sie des Verrates an der Liebe an, der Ausbeutung, der

Zerstörung. Und sie bezeichnet Hans und alle Männer als Monster, Ungeheuer und Verräter – da Männer nur vernichten können.

Mit „Undine geht“ fragt Ingeborg Bachmann, ob Mann und Frau überhaupt miteinander sprechen und leben können. Die Geschlechter sind differenziert, Männer und Frauen ordnet sie gegensätzlichen Polen zu. Ist ihre Undine ein nach Souveränität strebender Charakter? Teilt sie Schuld neu, anders zu? Die Schuld, die Frauen trifft, wenn sie die Ordnung stören? Ist Männerlosigkeit eine Alternative für Frauen? Mag man Undine als Metapher für weibliche Existenz betrachten?

Bachmann revoltiert gegen ein konservatives Frauenbild. Doch lässt einen Undines (und Bachmanns?) Anklage unzufrieden zurück. Undine rutscht immer wieder in einen deprimierenden Zyklus fataler Beziehungen zurück, leidet passiv, hat keinen eigenen Plan und Willen. Alles ist schicksals- und gefühlsgeliebt. Bachmanns Undine tötet nicht; sie nimmt ihr diese letale Eigenschaft. Ihre Anklage geht immer wieder fehl; sie resigniert und kehrt in ihr ursprüngliches Element, ins Wasser, zurück, flüchtet. Wirklich? Befreit sie sich von Hans? Denn am Ende spürt man gar ein wenig Sehnsucht und Reue.

Christine Bachmann vertieft das Spiel mit Zeit- und Realitätsebenen. Sie bettet ihre Porträts in ikonenhafte Weiblichkeitsdarstellungen. So zitiert sie das Gemälde der im Wasser treibenden „Ophelia“ von John Everett Millais (1852).⁵ Shakespeares Ophelia geht sterbend in die Natur ein. Die Natur scheint auch die auf dem Wasser schwebende Venus zu feiern, wie sie Sandro Botticelli in „Die Geburt der Venus“ zeigt (ca. 1485/1486).

Mit diesen Frauenporträts entwickelt Christine Bachmann eine neue Perspektive. Sie bettet die von ihr fotografierten Frauen in die Natur ein. Entwirft sie damit eine Alternative, eine Utopie besseren Lebens? Selbstbestimmt und sensibel? Was bedeutet es, dass die Frauen teilweise nackt sind? Sich der Luft, dem Wasser anvertrauen, ausliefern? Das Wetter direkt auf der Haut fühlen? Christine Bachmann zeigt Frauen der Natur und der Dunkelheit verwandt. Sie stellt sich ganz auf die Seite der Frauen, nur sie stellt sie in den Mittelpunkt ihrer Fotografien und schüttelt den Stoff um und um. Das Ergebnis ist keine runde Erzählung mit einer Moral von der Geschichte, sondern ein visuelles Nachdenken mit offenem Ergebnis, voller Würde und Selbstbehauptung. Mit Perlen, goldgelben Buchenblättern und Wasser.